

Erwiderung auf einen Angriff in der Beilage zu Nr. 14 der "Allgemeinen Schweizer Zeitung."

Autor(en): [s.n.]

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Pädagogischer Beobachter : Wochenblatt für Erziehung und Unterricht**

Band (Jahr): **2 (1876)**

Heft 3

PDF erstellt am: **24.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-237856>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Luxus und die leichte Lebensweise, welche den grössten Theil des Einkommens der jungen Leute aufzehren? Ist es bloss der Egoismus und die Blasirtheit, welche im Gefolge dieser Lebensweise marschiren, und neben der Sorge für's liebe Ich keine andere Interessen aufkommen lassen? Allerdings fallen diese Faktoren schwer in's Gewicht; aber es gesellt sich noch ein anderer nicht minder wichtiger dazu: Wie durch die Fortschritte der Industrie dem Kleingewerbe das Leben je länger je saurer gemacht wird, so fällt es bei den riesigen Dimensionen, welche der Welthandel angenommen hat, jungen Leuten immer schwerer, auf eigene Faust ein Geschäft zu betreiben. Rechnen wir hinzu, dass auch der Staat immer mehr Gebiete des öffentlichen Lebens absorbiert und dadurch die Zahl seiner Arbeiter jährlich vermehrt, so ergibt sich, dass die Zahl der *Angestellten*, die für ihren Unterhalt auf eine mehr oder minder fixe Besoldung angewiesen sind, im raschen Zunehmen begriffen ist. Allen diesen winkt nun die Aussicht, dass, wenn sie sich verheirathen wollen, ihr Einkommen vielleicht knapp ausreichen wird, um „standesgemäss“ eine Familie durchzubringen, in welcher die Frau nicht nur nichts zum Erwerb beiträgt, sondern einen Theil ihrer Hausgeschäfte sich durch Dienstboten abnehmen lässt. Von einem Zurücklegen von Erspartem kann unter solchen Umständen kaum die Rede sein. Welche Aussicht auf die Tage der Krankheit, des Alters, oder gar angesichts der Möglichkeit, dass der Familie der Ernährer durch den Tod entrissen würde, — wenn nicht ererbtes Vermögen für diesen Fall in die Lücke tritt! Kein Wunder, wenn sich Mancher scheut, eine Familie möglicherweise einer so prekären Lage auszusetzen! Wie anders, wenn die Frau durch ihre Erziehung befähigt worden ist, wenigstens im Falle der Noth selbst Hand anzulegen und sich nicht auf fremde Hülfe verlassen zu müssen! Die beste Erbschaft und das beste Kapital sind eigene Leistungsfähigkeit.

Es ist einleuchtend, dass die Verminderung der Heirathen an und für sich schon ein soziales Uebel ist. Sie hat aber noch andere Missstände zur Folge, deren man vergeblich mit administrativen und polizeilichen Massregeln entgegenzutreten sucht. Wer ein Uebel beseitigen will, muss es an der Wurzel anfassen; es genügt nicht, die äussern Symptome und Folgen einer Krankheit zu bekämpfen. Im alten Rom, das an den gleichen Auswüchsen der Kultur in hohem Masse litt, suchte man die Männer dadurch zum Heirathen aufzumuntern, dass man von Staatswegen den Eheschluss mit allerlei ökonomischen Vergünstigungen umgab. Umsonst! Die Hülfe liegt nach unserer Ueberzeugung in einer bessern Erziehung des weiblichen Geschlechtes. Es ist nicht zu befürchten, dass durch eine allfällige Bethheiligung der Frau am Erwerb die Erziehung der Kinder nothleide, wenn mit der Erwerbsfähigkeit auch vermehrte Bildung verbunden ist: was auf der einen Seite an Zeit verloren geht, wird auf der andern an Erziehungstüchtigkeit gewonnen. Und wird nicht der sittliche Gehalt und somit der erziehende Einfluss des Familienlebens auch dadurch gewinnen, dass die Achtung des Mannes vor der Frau steigt, die ihm an Bildung und Leistungsfähigkeit nicht nachsteht?

* * * Pfarrer Heinrich Lang.

War der Verbliehene auch nicht in des Wortes enger Bedeutung ein „Schulmann“, so hat er dennoch zur Selbständigkeit der Volksschule, zu ihrer Unabhängigkeit von der Kirche mehr beigetragen, als manch ein spezieller Schulmann ersten Ranges vermochte. Freiheitliche Forderungen in Verfassung und Gesetzen erfüllen sich erst dann, wenn sie vom *Volksbewusstsein* als Pathin über die Taufe gehalten werden. Lang war ein Prophet, ein Verkündiger und Wachrufer solch eines Volksbewusstseins, wie

er je in einem Jahrhundert unter einer Nation nur einmal ersteht.

Unsere demokratische Zürcher Verfassung mit ihrer Verneinung jedes religiösen Zwanges bestand schon einige Jahre, als in der Stadt Zürich ein Handbillet des Schulvorstandes einen Lehrer mahnte, in seinem religiösen Schulunterricht an das gegebene Wort sich zu halten — wollte natürlich heissen: sich vor symbolischer Deutung der „Wunder“ etc. zu hüten! Das also trotz eines zutreffenden Verfassungsurteils und trotzdem, dass ein damaliges Mitglied der Stadtschulpflege, Pfarrer Heinrich Hirzel, in seinen Predigten zu St. Peter diese biblischen Wunder in vortrefflicher Weise allegorisirte. Würde heute noch solch' ein vertrauliches Handschreiben gewagt? Die revidirte Bundesverfassung verlangt noch entschiedener als unsere kantonale Beseitigung religiöser Massregelungen. Was aber die Haupterrungenschaft ist: die Volkssympathie für die Befreiung vom kirchlichen Joch hat in gewaltiger Weise zugenommen. Der begabteste und begeistertste Verkündiger dieser Freiheit aber war unser Lang. Mit der Hebung der Kirche aus dem dogmatischen Sumpf hat er bei uns vollends die Fesseln gelöst, welche die Kirche um die Schule gelegt hatte.

Lang war auf jeder seiner drei Stationen, die sein Wanderfuss in seinem Adoptivheimatland zum Wirkenssitz gewonnen, Schulvorsteher. In ausgezeichneter Weise ertheilte er Jugendunterricht. Aber ein Organisator und Administrator, ein guter Geschäftsleiter, — das war er nicht. Er wusste und sagte das bei gegebenem Anlass selber. Nur gezwungen liess er sich in die Stadtschulpflege Zürich wählen. „Ich bin ein Schwärmer und taue nicht zu trockenen und nüchternen Verhandlungen“ — so lautete sein abwehrendes Wort. Aber in freier Gesellschaft redete er gerne über Schulfragen. Da äusserte er sich etwa: Meine Einblicke in das schweizerische Schulwesen führen mich zu dem Urtheil, dass vielerorts Unterricht und Prüfungsweise (Examen) zu sehr darauf ausgehen, das *Wissen*, und zu wenig, das *Können* zu pflegen!“ Für Verbleib des Religionsunterrichts in der Schule kämpfte er entschieden, jedoch nur mit dem Vorbehalt, dass ein gutes inkonfessionelles Unterrichtsbuch sich schaffen lasse.

Wer Lang nur einigermaßen näher kannte, kam ohne anders zu der Ueberzeugung: Hier hat sich ein Wein abgeklärt, wie Gott und die Rebe ihn gab; da ist ein Nathanael, in welchem keine Falschheit wohnt, ein Charakter, der zur Intrigue unfähig ist. Unübertreffbar gross war er in seinem Kanzelwort. Auch er predigte, nicht „wie die Schriftgelehrten, sondern wie einer der Gewalt hat.“ Doch um ihn als Prediger, als „religiösen Redner“ richtig werthen zu können, musste man ihn nicht bloss über einzelne Thematata sprechen hören. Wer seinem Gedankenaufbau im Zusammenhang folgte, der fand dessen höchst einfaches Religionsgebäude klar und durchsichtig, leicht erfassbar und doch die Welt umfassend. Lang muthete dem Glauben, der ja sonst so leicht nicht bloss Berge versetzt, sondern auch solche verschluckt, äusserst wenig zu. Er appellarie an die Regungen eines geläuterten Gemüthes. In seiner letzten Predigt noch nannte er sich einen Träumer. Er träumte eine künftige Volkskirche ohne Hierarchie. Wird dieser Traum je sich verwirklichen?

Mit dem „Volksblatt vom Bachtel“ sagen auch wir: „Lang ist gestorben, aber er ist wieder auferstanden!“ Der Osterzeit, die ein Ergebniss seines riesigen Wirkens ist, möge eine noch mehr geistweckende Pfingsten folgen.

Erwiderung auf einen Angriff in der Beilage zu Nr. 14 der „Allgemeinen Schweizer Zeitung.“

Als ich mit voller Namensunterschrift meinen Artikel über das Unglück von Hellikon, welchen seither viele Blätter

abgedruckt haben, in den Spalten des „Pädagogischen Beobachters“ erscheinen liess, wusste ich gar wohl, dass ich bald die Meute der Orthodoxie und des Pietismus an den Fersen haben würde. Denn diese Sippschaft, gewohnt in Kirchen, evangelischen Allianzvorträgen und sonstigen Konventikeln unwidersprochen das grosse Wort zu führen über religiöse Fragen, geräth ausser sich, wenn von freisinniger Seite in entgegengesetztem Sinne zum Volk gesprochen wird. So eifert denn die „Allgemeine Schweizerzeitung“ in Nr. 14 bald im Tone der Entrüstung, bald im Tone der Wehmuth über die traurige Zeit, welche solche Zeichen hervorbringt und speziell über einen solchen Direktor einer Mädchenschule.

Zunächst danke ich der „Allgemeinen Schweizerzeitung“, dass sie meinen Artikel so viel ich bemerkt ohne Druckfehler abgedruckt hat, immerhin denselben einschliessend in die ihr gut scheinenden Arabesken religiösen Jammers. Mich kann es nur freuen, diese meine logischen einfachen Gedanken, die dem gesunden Menschenverstand sofort einleuchten, durch ein weiteres Blatt verbreitet zu sehen, besonders, da eine Widerlegung derselben in der ganzen Polemik nicht versucht wird. Ich soll zwar die Marmorsäule des Glaubens an die Vergeltung zerschlagen haben, an deren Fusse die ganze Menschheit sich gelagert hat. Auch wird mir Oberflächlichkeit vorgeworfen; ich weiss jedoch längst, dass dieser Vorwurf immer da erhoben wird, wo Jemand in populärer Weise freisinnigen Gedanken Ausdruck gibt. Für die Sprache des Mystikers bin ich allerdings nicht geschaffen, halte jedoch sehr viel auf Klarheit in der Darstellung, so dass mir nicht begegnen würde, was der „Allgemeinen Schweizerzeitung“ am Schlusse ihrer Polemik begegnet, dass sie nämlich behauptet, das Rechtsgefühl und das Gefühl für die Zusammengehörigkeit der menschlichen Dinge seien ein Gewächs, welches im Gewissen der Menschen keinen Halt habe. Die Stelle lautet wörtlich: „Das heilige Gefühl des Rechtes und der Zusammengehörigkeit in allen menschlichen Dingen soll freilich die Lücke ausfüllen. Aber damit hat man nur ein Rohr, das vom Winde hin- und hergeweht wird, an die Stelle der Marmorsäule gepflanzt; im Gewissen hat dieses Gewächs keinen Halt.“ Ein sehr interessantes Geständniss unserer Gegner.

Der Artikel schliesst mit dem Schmerzensrufe: „Erbarmt sich denn Niemand jener Jugend (in Bern nämlich), welche mit solcher Ethik herangezogen und genährt wird?“ — Zur Beruhigung dieser so zart sich äussernden Theilnahme diene die Mittheilung, dass an der Einwohnermädchenschule die Herren Professor Nippold und Hegg den Religionsunterricht ertheilen, soweit derselbe nicht — an untern Klassen — Sache der Lehrerinnen ist. Freilich der Psychologieunterricht liegt in meinen Händen, ebenso Pädagogik und der deutsche Sprachunterricht, namentlich auch die Vorführung jener „gottlosen deutschen Dichter Göthe und Schiller“, über welche einzelne Herren Pfarrer zu Bern in ihren Unterweisungsstunden so grobe Plattheiten sich zu Schulden kommen lassen, wenn sie hie und da für gut finden, sich „jener Jugend zu erbarmen“. Dieses Erbarmen erstreckt sich sogar bis auf Mitglieder der Lehrerschaft, welchen neulichst mit ihrer vollen Adresse Zettel in's Haus geschickt wurden, worauf die Worte zu lesen stunden: „Sind sie ihrer Seligkeit gewiss?“ (folgt eine Aufforderung, Vorträge zur Befestigung in der Seligkeit zu besuchen.) Was sagt man zu dieser die Lotterieloszusendungen („Gottes Segen bei Kohn“) noch übertreffenden, zudringlichen Unverschämtheit? Die Seligkeit ist doch eine sehr private Angelegenheit, noch privater und heiliger als z. B. die Liebe. Und doch würde auch ein gemeines Heirathsbureau nicht wagen, Zettel zu versenden mit bestimmten Adressen des frechen Inhalts: „Sind Sie verliebt?“ — Das sind die würdelosen Vertheidiger einer Religion, die durch sie selbst ist zu Grunde gerichtet worden. — J. V. Widmann. —

* * * Zum Zeichenunterrichte.

Wie aus der letzten Nummer des vorigen Jahrganges zu ersehen, beabsichtigt der Verein zur Förderung des Zeichenunterrichtes anlässlich der nächsten schweizer. Lehrerversammlung in Bern eine Ausstellung von Schülerzeichnungen zu veranstalten. Dass solche Ausstellungen, wenn auch etwas Schönfärberei dabei nicht zu vermeiden ist, von Nutzen sind, indem sie nicht bloss zum Wetteifern anspornen, sondern vielfache Belehrung in Beziehung auf Methode und technische Ausführung bieten — das hat u. A. die schon mehrfach wiederholte Ausstellung der Arbeiten unserer Handwerks- und Gewerbeschulen bewiesen. Wenn zwar der Unterricht in einem Fache überall seinen geordneten methodischen Gang geht, so haben dergleichen Unternehmungen wenig Werth — man denke sich z. B. eine grössere Ausstellung von deutschen Aufsätzen —; wenn es sich aber darum handelt, irgendwo mit einem alten Schlendrian zu brechen, und neue Wege zu betreten, die vielleicht theilweise erst noch aufzusuchen sind, so ist nichts so sehr geeignet, die Ansichten abzuklären, als eine Vergleichung von Schülerprodukten, insofern aus diesen der Gang des Unterrichtes ersichtlich ist. Wir empfehlen daher den zürcherischen Lehrern, ihrerseits sich auf die Ausstellung in Bern zu rüsten und so das Ihrige zur Lösung der Frage beizutragen.

Es gereicht den Beförderern einer zweckmässigen Zeichenmethode zur Genugthuung, dass dieselben Bestrebungen, die bei uns auf diesem Gebiete walteten, auch überall in Deutschland ihren Weg machen. So fand, laut der „Allgemeinen deutschen Lehrerzeitung“ im Oktober in Berlin eine Ausstellung von Schülerzeichnungen statt, „welche den Zweck hatte, den gegenwärtigen Stand des Zeichenunterrichtes in den Berliner Gemeindeschulen festzustellen und auf Grund der Resultate eine gewisse Einheitlichkeit im Unterrichtsziele und in der Methode anzubahnen. Das Unternehmen, bei dem 80 Schulen sich beteiligten, machte einen günstigen Eindruck und erfreute sich einer lebhaften Beachtung, namentlich aus den beteiligten Lehrerkreisen. Ueberwiegend war das Bestreben ersichtlich, den Zeichenunterricht in seiner eminent pädagogischen Bedeutung zu würdigen und mit der althergebrachten rein technischen Behandlungsweise zu brechen. Namentlich war auf der Unter- und Mittelstufe das moderne Prinzip des Massenunterrichtes nach gemeinsamem Vorbilde fast durchweg zur Ausführung gelangt, während auf der Oberstufe statt des naturgemässen Gruppenunterrichtes der Einzelunterricht noch zu sehr überwog.“

Der Bericht hebt rühmend hervor, dass alle neueren Methoden von Bedeutung versucht worden seien, und dass die grossartigen Sammelwerke mustergiltiger Kunstformen Beachtung gefunden haben. Wir entnehmen demselben noch folgende Einzelheiten: Ausschliesslich nach Vorlagen haben nur 4 Schulen (von 80) gezeichnet. Ein vom deutschen Verein zur Förderung des Zeichenunterrichtes herausgegebenes Wandtafelwerk ist vielfach benützt worden; ebenso das auch bei uns vielgebrauchte Herdtle'sche Vorlagenwerk. Im Sinne der Domschke'schen (hier stigmographischen) Methode, welche auf ihrer Unterstufe das selbstgefertigte Punktnetz und die Anwendung mechanischer Hilfsmittel gestattet, hatten etwa 20 Schulen gezeichnet. Auf der Oberstufe wurden neben ornamentalen Wandtafeln Holz- und Gypsmodelle im Einzel- und Gruppenunterrichte verwendet. Auch das Reich der Farben fand insoweit Berücksichtigung, dass von den Einen zur Hervorhebung des Umrisses von Ornamenten der Hintergrund mit einem Farbenton belegt war, während von Andern die Ornamente selbst mit Farbstiften schattirt worden waren. „Neben so vielem Guten und Schulgerechten“, fährt der Bericht fort, „ist freilich auch mancher Missgriff in der Wahl des Stoffes zu konstatiren. Unter den zahlreichen Kopien ornamentaler Vor-